

4 75/1271

11/1996 I d

Die Gefangenen von Magdeburg

Gratisbeilage zur
Temesvarer Zeitung.

Nr. 40. 1885.

Die Gefangenen von Magdeburg.
Historische Novelle
von
Paul v. Szepianski.

1. (Nachdruck verboten.)
Es war am 25. August des Jahres 1760. Die Abendsonne glänzte hell auf Thürmen und Dächern der Stadt Magdeburg, jener preußisch gewordenen Feste, die sich aus den Trümmern des dreißigjährigen Krieges stolzer erhoben denn je zuvor. Die Festungswälle mit ihren steil abgemauerten Wasserseiten waren breite Schatten über die tiefen Gräben, deren schwärzliche Fluth durch üppig wucherndes Schilf noch düsterer und unergründlicher erschien. Von den zahlreichen Kirchtürmen läuteten die Abendglocken, und als die Klänge über die stillen Wälle tönten, hielten einige hundert Männer, die mit dem Aufwerfen einer Außenschanze beschäftigt gewesen, in ihrer Arbeit inne, schülterten ihre Werkzeuge und ordneten sich zu zwei und zwei in langem Zuge. Hier trieben die beaufsichtigenden preußischen Soldaten, die mit dem Gewehr im Arm eine Postenkette um die Arbeiter gebildet, einen Säumigen zu größerer Eile an, dort machten sie noch auf ein vergessenes Arbeitsgeräth aufmerksam, dann erschallten militärische Kommandorufe und der Zug setzte sich nach den Kasematten zu in Bewegung. Es waren Kriegsgefangene aus dem nun schon seit vier Jahren das Herz von Europa durchtobenden Kampfe, in dem der große Friedrich nicht nur die Errungenheiten früherer Kriege, sondern den Bestand seiner Monarchie überhaupt gegen die zu seinem Untergang ver-

schworenen Feinde vertheidigte. Die zerfetzten Uniformen, in welche die Leute gekleidet, zeigten, daß sie allen Regimentern entstammten, welche gegen die preußischen Heere gefochten, und das babylonische Sprachgewirr, welches aus dem sonst in guter Ordnung sich bewegenden Zuge hervortönte, repräsentirte charakteristisch die Anzahl verschiedener Nationen, welche, sonst keine gemeinschaftlichen Interessen kennend, in der Feindschaft gegen den größten Fürsten des Jahrhunderts sich vereinigt hatten.
Eine glänzende Gesellschaft von Damen und

Cavalieren, die auf dem ebenen, von zwei Baumreihen eingefassten Rücken des Fürstenwalles sich promenierend ergötzt hatte, unterbrach ihren Spaziergang, als die lange Reihe abenteuerlicher Gestalten auf dem durch den breiten Wassergraben von dem Fürstenwall getrennten Glacisweg vorüberzog. Die eskortirenden Soldaten grüßten militärisch, und hie und da nahm sogar einer der Gefangenen mit ungeschickter Bewegung die schätzbare Mühe vom Kopfe und blickte mit unverhohlener Bewunderung auf die vornehmste der Damen, welche, auf den Arm eines mit ausgefuchter Eleganz nach französischer Mode gekleideten Cavaliers gelehnt, jeden Gruß mit freundlichem Kopfnicken erwiderte.

„Die armen Gefangenen,“ sagte der glänzende Cavalier mit gut gespielter Sentimentalität. „Bedauern Sie diese Leute nicht, königliche Hofeitel, die während des Tages in glühender Hitze sich abmühen mußten und die Nächte in feuchten Kasematten zugezwungen gezwungen sind?“

Die schöne Frau, die Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen, des Lieblingsbruders des Königs, und wegen ihres Reichthums an äußeren und inneren Vorzügen die gefeiertste Erscheinung am Berliner Hofe, wandte ihr Auge von dem Gefangenenzuge ab und richtete es mit einigem Erstaunen auf ihren Cavalier.

„Bedauern, Prinz?“ fragte sie mit ein wenig scharfer Betonung. „Ich könnte mich vielleicht zu einem solchen humanen Gefühl emporschwingen, wenn ich mir diese Leute nur als Menschen denke, die das Geschick von ihrer Heimath, von Allem, was ihnen theuer, fortgeriffen. Sie aber sprechen von dem Noose der Gefangenen! Ich muß gestehen, daß ich die heutige Temperatur keineswegs so drückend



Graf Paul v. Hatzfeld-Wildenburg. (E. 315)

BCU Cluj Central University Library

fand, um eine Arbeit, wie sie jeder Bauer, der seinen Acker bestellt, leisten muß, unerträglich zu machen, und daß ich niemals gehört habe, die Kasematten von Magdeburg, in welchen mein hoher Schwager, der König von Preußen, den gemeinen Kriegsgefangenen ein Obdach gewährt, seien gesundheitsgefährliche, feuchte Räume, gesundheitsgefährlicher etwa als eine verfallene Arbeiterhütte oder ein militärisches Lager auf freiem Felde.“

Der Prinz von Nassau, selbst ein Kriegsgefangener des großen Königs, der, wie die meisten gefangenen höheren Offiziere Magdeburg als Aufenthaltsort angewiesen erhalten und an dem dort weilenden, vor der Annäherung der Russen aus Berlin geflüchteten preussischen Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatte, strich sich verlegen den braunen Schnurrbart.

„Vergebung, Prinzessin —“

Aber es sollte noch nicht genug sein an der Zurechtweisung, welche der Prinz aus dem Munde seiner schönen Begleiterin empfangen. Die Gattin des Präsidenten von Magdeburg, Frau v. Voß, die schon als Hofdame der Königin Sophie Dorothea eine Rolle gespielt und als Obersthofmeisterin der späteren Königin Luise eine noch viel bedeutendere Rolle spielen sollte, trat an die Seite der Prinzessin und fiel dem Prinzen in das Wort:

„In der That eine ungewöhnliche Zumuthung an Ihre königliche Hoheit, mein Prinz, zu erwarten, daß die Frau Prinzessin für die ‚armen‘ Gefangenen, die an keinem notwendigen Bedürfniß des Lebens Mangel leiden, Bedauern empfinden. Ist Ihre königliche Hoheit, ist der gesammte preussische Hof nicht gerade so ein Gefangener in den Mauern Magdeburgs wie jene Leute, die eben hier vorüberzogen, und — wie Sie, mein Prinz? Oder glaubten Sie, daß Ihre Majestät die Königin mit den Prinzessinnen des königlichen Hauses freiwillig das Schloß von Berlin, den idyllischen Park von Schönhausen verlassen habe, um in den gastfreien Häusern der Magdeburger Würzger Einschränkung lernen und auf der jugigen Höhe des Fürstenwalles frische Luft schöpfen zu können? Wer gibt uns Gewißheit, daß Russen und Oesterreicher, und vielleicht auch Ihre Regimenter, mein Prinz, nicht schon heute in Berlin eingezogen sind und dort Nebanche nehmen für die ‚bedauernswerth harte‘ Gefangenschaft, in welcher Sie hier schmachten? Fürwahr, mein Prinz, wir haben so viel Grund, die traurige Lage unseres Vaterlandes und uns selbst zu bedauern, daß es schier übermenschlich wäre, dehnte sich unser Mitleid auch auf Jene aus, die dazu beitragen, diese traurige Lage herbeizuführen.“

Die stattliche Gestalt der patriotischen Frau hatte sich hoch aufgerichtet und die gewöhnlich marmorblaffen, regelmäßigen Züge waren von einer feinen Röthe, die die Erregung des Augenblicks verursacht, angehaucht. Um den Mund der Prinzessin Heinrich flog das bezaubernde Lächeln, dessen unwiderstehlicher Reiz ihr in der Hofgesellschaft die Namen la belle fée, la divine oder l'incomparable eingetragen, und das jetzt Frau v. Voß anzeigte, daß die hohe Frau ihren freimüthigen Worten nicht zürne, und zugleich dem Prinzen von Nassau über die Verlegenheit hinweghau, in welche er sich verlegt fühlte.

„Sie sind eine herrliche Frau,“ sagte die Prinzessin, indem sie ihren anderen Arm in den der Präsidentin legte und sich mit dem Prinzen von Nassau anschickte, die Promenade fortzusetzen. „Unser Prinz wird sich die kleine Lehre zu Herzen nehmen und uns Frauen nicht zum zweiten Male herausfordern. Gesehen Sie sich für überwunden, Vetter?“

„Es hätte einer so harten Zurechtweisung nicht bedurft, um mich daran zu erinnern, daß

ich nicht nur der Gefangene des Königs von Preußen, sondern auch der Sklave Eurer königlichen Hoheit bin,“ entgegnete der Prinz, mit guter Manier von dem unliebsamen Thema ablenkend. „Wenn ich auch hoffen darf, spätestens mit dem Friedensschluß die Freiheit meiner Person wieder zu erlangen, so wird doch kein Ereigniß die Fesseln lösen können, in welche mein Herz durch Eure königliche Hoheit geschlagen wurde.“

Die Prinzessin lachte.

„Hören Sie nur, liebe Voß, wie artig sich der Prinz zeigt.“ Aber gleich wieder ernst werdend, fügte sie hinzu: „Ich will in Ihrem Interesse hoffen, Prinz, daß Sie nicht nöthig haben, bis zum Friedensschluß zu warten, sondern daß eine vom König beliebte Auswechslung Ihnen schon früher die Freiheit wiedergibt. Wenn unsere ganze Hoffnung nur auf dem Friedensschluß beruhte, so müßten wir uns darauf gefaßt machen, die ersehnte Freiheit erst mit ergrauten Haaren zu begrüßen, trotzdem wir, gottlob, alle Drei noch ein gut Stückchen Weges von der Schwelle des Alters entfernt sind.“

„Königliche Hoheit sehen vielleicht zu trübe in die Zukunft,“ sagte Frau v. Voß. „Wenn wir gewiß auch nicht eher auf die Wiederkehr des Friedens rechnen dürfen, als bis die Sache unseres Königs eine entscheidende Wendung zum Besseren genommen hat, so ist uns doch das Genie dessen, den wir schon jetzt den Großen nennen, Bürge dafür, daß diese entscheidende Wendung nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen wird.“

„Vergeffen Eure königliche Hoheit ganz, daß Seine Majestät vor wenigen Tagen in einer Schlacht bei Liegnitz die kaiserlich österreichischen Truppen vernichtet haben soll?“ fragte ehrerbietig der Hofmarschall der Prinzessin, Herr v. Wrech, welcher mit einer hübschen, jugendlichen, aber blaß und leidend aussehenden Hofdame den drei Voranschreitenden folgte.

Prinzessin Wilhelmine schüttelte den Kopf.

„Soll!“ sagte sie resiguit. „Wie oft sind wir von diesen trügerischen Siegesnachrichten schon zu den lebhaftesten Hoffnungen entflammt worden, denen nur zu bald die bitterste Enttäuschung folgte. Ehe wir nicht direkte Nachricht aus dem Hauptquartier des Königs über diese sagenhafte Bataille haben, kann ich mich nicht entschließen, an ihre Existenz zu glauben. Dem Gerücht zufolge soll sie am 14. oder 15. dieses Monats stattgefunden haben, wir schreiben heute den 25. August und noch ist kein Kurier des Königs angelangt, der das Gerücht bestätigte. Das ist ein übles Zeichen, meine Herrschaften! Auch Sie, Prinz, haben keine Nachrichten über einen Sieg unserer Truppen erhalten?“

Auf dem hübschen Gesicht des Prinzen von Nassau spielte sichtlich Verlegenheit.

„Darf ich mir erlauben, jetzt Sie, Prinzessin, an das zu erinnern, was vorher Frau v. Voß die Güte hatte, mir in's Gedächtniß zurückzurufen, daß ich Gefangener in Magdeburg bin, und daß ich als solcher nicht Verlegenheit habe, überhaupt Nachrichten von dem Kriegsschauplatz zu erhalten, wenn nicht die Liebenswürdigeit meiner Feinde, die mich zuweilen vergessen macht, daß ich Gefangener bin — der Prinz verbeugte sich in chevaleresker Weise — „mir solche von Zeit zu Zeit zukommen läßt.“

„Nun, nun,“ lachte Prinzess Wilhelmine, „ich glaube fast, Vetter, Sie kokettiren mit einer größeren Unbefangenen, als man Ihnen in Wahrheit zutrauen darf. Sollten Sie es wirklich ganz verschmähen, durch geheime Kuriere mit Ihren österreichischen, russischen und französischen Freunden die Verbindung aufrecht zu erhalten?“

Die Verlegenheit des Prinzen wurde augenscheinlich; nur mühsam vermochte er den Ton ungewohnter Konversation festzuhalten und seiner Stimme den sicheren Klang wiederzugeben.

„Man vergißt nur zu oft seine alten Freunde über den neuen, Prinzessin,“ gab er endlich zur Antwort. „Machen Sie die Schwäche des menschlichen Herzens oder die Liebenswürdigeit der neuen Freunde dafür verantwortlich, aber sprechen Sie mich von Schuld frei.“

Die Verlegenheit des Prinzen (es war ein offenes Geheimniß, daß die in Magdeburg sich auf Ehrenwort frei bewegenden kriegsgefangenen höheren Offiziere über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz früher und besser unterrichtet waren, als die königliche Familie und die preussische Kommandantur) amüsierte augenscheinlich die Prinzessin, und der schalkhafte Zug um ihren Mund trat noch deutlicher hervor, als Frau v. Voß sich anschickte, das Wortgeplänkel mit dem Prinzen von Nassau weiterzuführen.

„Schade, Hoheit, daß Sie die Verbindung mit Ihren alten Freunden so vollständig aufgegeben haben,“ sagte die Präsidentin faststisch. „Die Frau Prinzessin hatte die Absicht, zur Feier des Sieges ein Ballfest zu arrangiren, und wenn Sie der Erste gewesen wären, den den Sieg unserer Waffen bestätigt hätte, würde Ihre königliche Hoheit Ihnen zweifellos den Lohn einer Menuet-Tour nicht vorenthalten haben.“

„Und dieser Lohn würde zweifellos durch eine Niederlage der mir befreundeten Truppen nicht zu theuer erkauft sein,“ erwiderte der Prinz mit deutlich hervorflingender Bitterkeit und mit einem bösen Blick auf Frau v. Voß, der die Heiterkeit der Prinzessin nur erhöhte, trotzdem sie den Prinzen als geistreichen Causseur und eleganten, Liebenswürdigen Gesellschafters hochschätzte.

„Geben Sie Frieden, meine Herrschaften,“ sagte die Prinzessin jetzt lachend. „Sie sollen die Menuet-Tour haben, mein lieber Prinz, auch wenn Sie nicht als Erster Gewißheit über den wahren Verlauf der Schlacht bei Liegnitz bringen. Aber es ist die höchste Zeit, diesen lustigen Standpunkt zu verlassen und den Heimweg anzutreten. Sie kommen mit mir, Frau v. Voß, und nehmen den Thee bei mir, nicht wahr? Ihnen, mein lieber Prinz von Nassau, darf ich leider nicht zumuthen, in nächster Zeit mein Abendgast zu sein. Denken Sie sich, mein Haushofmeister hat mir heute erklärt, daß es aus Sparamkeitsrückichten durchaus nothwendig sei, wenigstens in den Vorzimmern statt der theuren Wachskerzen vulgäre Talglichter zu brennen. C'est la guerre, mon ami, das traurige Loos einer vertriebenen Prinzessin, das zu theilen ich Ihnen unmöglich anzubieten wage darf.“

Lachend wandte sich die Prinzessin und eilte am Arme der Frau v. Voß beschleunigten Schrittes dem an den Fürstenwall stoßenden Thore zu, wo die weitbauchige, mit grotesken Zierathen im Geschmacke jener Zeit reichlich verfehene Staatsstarosse ihrer harnte. Die hübsche, blasse Hofdame folgte ihnen, und der Prinz von Nassau nahm mit etwas affektirter Herablassung den Arm des Hofmarschalls v. Wrech.

Ein unerwartetes Hinderniß verzögerte die Abfahrt der kleinen Gesellschaft. Ein Trupp Gefangener zog gerade in die Stadt und sperrte das Thor, so daß es für den schweren Wagen unmöglich gewesen wäre, dasselbe gleichzeitig zu passiren. Die Prinzessin verweilte daher noch einige Augenblicke und musterte die Vorüberziehenden, von denen nicht wenige in nothdürftig verbundenen Kopf- und Armtwunden die deutlichen Spuren eines erst kürzlich über-

standenen harten Kampfes trugen. Auch die Eskorte preußischer Soldaten legitimirte sich durch ziemlich abgerissene Uniformen und volle Felbausrüstung als nicht zur Festungsgarnison gehörig, sondern jedenfalls direkt vom Kriegsschauplatz kommend.

Frau v. Voß hatte die den Gefangenenzug eskortirenden Soldaten sofort als zum Regimente Dernburg gehörend erkannt, das der Armee des großen Königs zugehörte, und in der Erwartung, von ihnen über den Verlauf der Schlacht von Liegnitz Genaueres zu hören, winkte sie lebhaft einem Offizier zu, der, den königlichen Wagen erkennend und die Gruppe auf dem Walle bemerkend, einen Augenblick stutzte, aber dann sofort die schmale Walltreppe hinaufeilte.

Militärisch vor der Prinzessin Wilhelmine salutirend, die mit Spannung in das von der Sonne gebräunte, von dem Staub des Marsches fast unerkennlich gewordene Gesicht des schlanken Offiziers blickte, rapportirte er mit sonorer Stimme:

„Kapitän v. Werlenthin vom Regiment Dernburg, mit einem Transport von fünfhundert Gefangenen nach Magdeburg beordert, zugleich Ueberbringer der Nachricht von dem am 15. August durch Seine Majestät den König gegen die Oesterreicher erfochtenen glänzenden Siege bei Liegnitz an Ihre Majestät die Königin.“

Prinzessin Wilhelmine und Frau v. Voß ließen einen Freudenruf aus. Aber demselben folgte sofort ein Schreckensruf, denn die hübsche, blasse Hofdame, welche bis dahin bescheiden hinter den beiden Frauen gestanden, stürzte plötzlich zwischen ihnen hindurch und slog an den Hals des jungen Offiziers, ihn leidenschaftlich mit ihren Armen umschlingend.

„Aber Comtesse Vangen!“ rief halbblau der entsetzte Hofmarschall, während der Hauptmann v. Werlenthin weniger überrascht zu sein, als es vielmehr nur peinlich zu empfinden schien, daß das militärische Reglement ihm nicht gestattete, seine steife, salutirende Position ohne Erlaubniß der Prinzessin aufzugeben und das junge, ihn wortlos umschlingende Mädchen an sein Herz zu drücken.

Frau v. Voß und der Hofmarschall v. Wrech starrten noch immer entsetzt auf die überraschende Gruppe, als Prinzessin Wilhelmine heiter aufschachte.

„Kapitän v. Werlenthin?“ wiederholte sie den Namen des jungen Offiziers, sich plötzlich erinnernd. „Sie sind von Sonnenbrand und Pulverdampf so gebräunt, daß man Sie nur an Ihrem Namen wiedererkennen kann, nicht mehr an Ihren Zügen. Ein altes Liebespaar,“ wandte sich die Prinzessin erklärend an Frau v. Voß, „dem Seine Majestät der König vor Beginn des Krieges freilich den Konsens zu seiner Vereinerung verweigerte. Kein Wunder, wenn unsere kleine Comtesse durch das unerwartete Wiedersehen ein wenig überrascht wurde. Wahrhaftig, sie ist ohnmächtig geworden,“ fuhr die Prinzessin fort, indem sie in das Gesicht des jungen Mädchens blickte, dessen Arme sich krampfhaft um den Hals des Geliebten geschlungen. „Umarmen Sie Ihre süße Last, Herr v. Werlenthin, und geben Sie sie dann an Frau v. Voß ab; wir werden dann für alles Weitere Sorge tragen, ängstigen Sie sich nicht, aus Freude stirbt man nicht.“

Der junge Offizier löste sanft die Arme der Geliebten von seinem Hals, während Frau v. Voß eilig ihr Nieschläschchen öffnete und mit dem kräftigen Parfüm das junge Mädchen wieder zum Bewußtsein zu bringen suchte.

„Verlieren Sie Ihr Kommando nicht aus den Augen,“ drängte die Prinzessin den jungen Offizier, da schon die letzten Gefangenen das Thor passirten. „Ich sehe Sie noch bei Ihrer Majestät der Königin. Ihren Arm, Prinz —“

Während Frau v. Voß die junge Hofdame an den Wagen führte und der Kapitän seinem Kommando nacheilte, sah sich die Prinzessin vergebens nach dem Prinzen von Nassau um. Niemand hatte bemerkt, daß der vornehme Gefangene den langen Zug seiner neuangegangenen Leidensgefährten aufmerksam gemustert und plötzlich ohne Abschied den Wall verlassen hatte, um dem Zuge in die Stadt zu folgen. Der Prinzessin Heinrich blieb nichts übrig, als sich die Walltreppe von dem Hofmarschall v. Wrech hinabgeleiten zu lassen, dessen gebückte Greisengestalt allerdings weniger geeignet erschien, einer Dame zur Stütze zu dienen, als die vornehme, in jugendfrische prangende Figur des galanten Prinzen von Nassau.

2.

Die regierende Königin, Elisabeth Christine, eine Tochter des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, deren Bewunderung für ihren Gemahl, den großen König, niemals erkaltete, trotzdem die er seine Abneigung gegen die ihm aufgezwungene Ehe niemals verlegnete, hatte zwei Tage nach dem Eintreffen des Hauptmanns v. Werlenthin eine Soirée zur Feier des Sieges von Liegnitz veranstaltet, die sich von den allabendlichen Gesellschaften, mit denen der Hof sich über die Noth der Zeit und des Crils hinwegzutäuschen versuchte, allerdings nur dadurch unterschied, daß eine zahlreichere Menge sich in den beschränkten Räumlichkeiten der Königin drängte, als für eine freie Bewegung der Gesellschaft wünschenswerth gewesen wäre. Die Nothwendigkeit, sich räumlich einzuschränken, hatte die natürliche Folge, daß die Etikette, welche schon seit dem Tode des prachtliebenden ersten Königs am preußischen Hofe eine sehr strenge mehr gewesen, fast vollständig fallen gelassen wurde; die Mitglieder der königlichen Familie saßen mit den Bevorzugten des Abends an dem Spieltisch, während die Geladenen zwanglos sich in der Flucht geöffneten Zimmer umherbewegten oder in Gruppen plaudernd die Fensternischen und die Ecken der Salons füllten.

Unter dem großen Kronleuchter des Mittelzimmers, wegen seiner drei Fenster und der rothen Damasttapete etwas prahlerisch der „rothe Saal“ genannt, stand der Spieltisch der Königin. Ein Windschirm, grotesk mit Figuren und Blumen in chinesischer Manier bemalt, schützte ihn gegen die Zugluft und stellte zugleich ein kleines Placement her, in welchem die erlauchten Spieler von der übrigen Gesellschaft getrennt saßen.

„Ich glaube, wir beenden unsere Parthie, meine Lieben,“ sagte die Königin, indem sie die Karten von sich schob und statt ihrer den mit einem Schäfer-Jbuhl geschmückten Seidensächer in Bewegung setzte. „Ich will Sie einer angenehmeren Unterhaltung nicht länger entziehen, lieber Nefse.“

Der sechzehnjährige Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., damals ein blühend schöner Jüngling von stattlicher, weit über sein Alter hinaus entwickelter Figur, erhob sich und verabschiedete sich respektvoll von der Königin, ohne doch den Ausdruck der Freude darüber, dem langweiligen Spiel entronnen zu sein, unterdrücken zu können.

„Ich werde mir, wenn Eure Majestät gestatten, von dem Kapitän v. Werlenthin über die Einzelheiten der Schlacht von Liegnitz berichten lassen,“ sagte der junge Prinz, um seine Bereitwilligkeit, der königlichen Entlassung Folge zu leisten, zu entschuldigen.

„Und vergessen Sie über Ihren militärischen Studien nicht, Better, daß Sie mir versprochen, noch heute Abend sich zu entscheiden, welcher von den Damen des Hofes Sie den Preis der Schönheit zuerkennen,“ rief der Prinz

von Nassau dem sich Entfernenden nach, indem er zu der Mutter des Prinzen, einer Schwester der Königin und Wittve des 1758 verstorbenen Prinzen August von Preußen, gewandt hinzufügte: „Es geziemt dem erhabenen Erben der preußischen Königskrone ebensowohl der Ehrgeiz, seinem ruhmreichen Onkel an militärischen Tugenden nachzueifern, als auch frühzeitig Siege auf den unblutigen Schlachtfeldern zu erwerben, auf denen die Fectweise die Hulldigung der Frauenschönheit und der Siegeslohn ein reizendes Lächeln ist.“

„Ich fürchte,“ erwiderte die Prinzessin, „daß mein Sohn dem letzteren Studium mehr Eifer entgegenbringt, als es in seinen Jahren gewöhnlich und für seine künftige Stellung wünschenswerth ist. Auch glaube ich, daß er an Euer Liebden einen nur zu bereitwilligen und ausgezeichneten Lehrer auf diesem Felde gefunden habe.“

„Man sagt mir in der That, Prinz,“ fiel die Königin ein, „daß Sie in einer allzu auffallenden Weise sich um die Gunst einer Dame bemühen, die uns nahe steht. Sollten Sie wirklich beabsichtigen, die gewonnenen Schlachten meines Gemahls durch eine Niederlage in seinem Hause zu rächen?“

Es war dem Prinzen von Nassau wohlbekannt, daß die Königin, niemals eine ausgesprochene Schönheit und durch das Unglück ihrer Ehe verbittert, einen Groll gegen die Prinzessin Heinrich hegte, die, im Anfang der dreißiger Jahre stehend, in der üppigsten Blüthe vollentwickelter Frauenschönheit prangte und in harmloser Unbesangenheit häufig genug dem Ernst ihrer Schwägerin keine Rechnung trug. Er mußte sich sagen, daß seine der Prinzessin offenkundig dargebrachten Hulldigungen das Mißfallen der Königin erregt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Paul v. Haxfeld-Wildenburg.

(Mit Portrait auf Seite 313.)

Der gegenwärtige Staatssekretär im auswärtigen Amte des deutschen Reiches, Graf Paul v. Haxfeld-Wildenburg, dessen Portrait unsere Leser auf S. 313 finden, ist am 8. Oktober 1831 zu Düsseldorf geboren als der zweite Sohn des Kammerherrn Grafen Edmund v. Haxfeld und seiner, 1881 verstorbenen Gemahlin Sophie, welche durch ihre früheren Beziehungen zu Casselle und ihre Bestrebungen zu Gunsten der deutschen Sozialdemokratie einst so viel von sich reden machte. Graf Paul ist unter den Augen seiner Mutter erzogen worden, studirte später die Rechte und schlug dann die diplomatische Laufbahn ein. Er fungirte bei mehreren preussischen Gesandtschaften, besonders in Washington und Paris, als Kanzler, Sekretär und Legationsrath und heirathete eine reiche Amerikanerin, Miß Helena Moulton, die er in Wiesbaden kennen gelernt, trotz des Widerspruches seiner Familie und der Vorurtheile seiner Standesgenossen; die Ehe wurde übrigens nach einigen Jahren wieder geschieden. Nachdem Graf Haxfeld als geheimer Legationsrath und vortragender Rath im auswärtigen Amte in Berlin einige Jahre gewirkt hatte, wurde er 1874 als außerordentlicher Gesandter nach Madrid geschickt, wo er in der schwierigen Zeit des Karlistenkrieges und der inneren Wirren das deutsche Reich auf sehr geschickte Weise vertrat. Fürst Bismarck sandte den bewährten Diplomaten daher 1878 als deutschen Botschafter nach Konstantinopel, wo er 1880 die Kollektivverhandlungen der Mächte mit der Pforte führte; auch erwarb er sich ein besonderes Verdienst durch Erwirkung des Fernans für die Ausgrabungen in Bergamon. Graf Haxfeld blieb bis zum Sommer 1881 in Konstantinopel, vermittelte dort noch das Zustandekommen der Grenzkonvention zwischen der Türkei und Griechenland und genoß hohes Ansehen bei der Pforte. Dann ward er abberufen und übernahm seit dem 16. Juli 1881 (zuerst interimistisch und dann definitiv) als Staatssekretär die Leitung des auswärtigen Amtes des deutschen Reiches.

Orang-Utan und Tigerschlange.

(Mit Abbildung.)

Einer der größten menschenähnlichen Affen ist der Orang-Utan oder Waldmensch, den die ungeheuren Sumpfwälder von Sumatra und Borneo noch in ziemlicher Menge beherbergen. Die Eingeborenen essen sein Fleisch nicht, weil sie ihn für einen Verwandten, einen unvollkommenen Menschen halten, von dem sie annehmen, er könne wohl sprechen, wenn er wolle, unterlasse dies aber aus Furcht, dann zur Arbeit gezwungen zu werden. Der Orang-Utan erreicht eine Höhe von 1,30 Meter, misst mit ausgestreckten Armen 2,4 Meter und um den Leib 1,15 Meter, ist also einer der größten Affen und von erstaunlicher Körperkraft. Er nährt sich vorwiegend nur von Baumfrüchten, lebt paar- und rudelweise und verhält sich unheimlich dreist, denn er fürchtet sich vor dem Menschen nicht, den er zwar nicht aus freien Stücken angreift, gegen welchen er sich aber, wenn er angegriffen wird, mit unheimlicher Wildheit vertheidigt. Auch thierische Feinde haben diese Affen in ihren heimathlichen Wäldern nicht zu fürchten, denn der Tiger, der ihnen wohl nachstellt, kann nicht klettern, und kleineren Raubthieren als diesem wäre der Orang-Utan an Körperkraft und Behendigkeit überlegen. Das einzige Thier, das ihn unter Umständen wirklich gefährlich werden kann, ist die nicht giftige Tigerschlange, eine Riesenschlange von 4 bis 8 Meter Länge, welche gelegentlich den Orang-Utan überrascht und in ihren Umschlingungen zu erdrücken sucht. Offen aber wagt sie ihn nicht anzugreifen, denn der Orang-Utan wäre mit seinen gewaltigen Armen stark genug, der Schlange das Rückgrat zu brechen oder sich ihrer mindestens zu erwehren, namentlich wenn mehrere Orang-Utans beisammen sind. Diese halten dann, wie wir es auf unserer Abbildung dargestellt sehen, die Riesenschlange vollkommen in Schach, so daß das gewaltige Kriechthier keinen Angriff wagt, sondern in abwartender, eher vertheidigender Haltung verharrt, bis den Affen die Sache langweilig wird und sie sich davon machen.

Aus Peter Paul Rubens' Leben.

(Mit Bild auf Seite 317.)

Der berühmte niederländische Maler Peter Paul Rubens (geboren zu Siegen am 29. Juni 1577) wurde im Jahre 1621 von der kunstliebenden Königin-Wittve von Frankreich, Maria von Medicis, nach Paris berufen, um die große Gallerie des von

ihm erbauten Luxembourgpalastes durch eine Reihe von Bildern zu schmücken, welche in historisch-allergorischer Art die bedeutendsten Momente ihres eigenen Lebens verherrlichen sollten. Der Meister, dem in Paris einer der schönsten Säle des Schlosses selbst zum Atelier eingeräumt wurde, entwarf ungesäumt die Skizzen zu den projektierten neunzehn großen Gemälden, die er dann in einem Zeitraum von nur vier Jahren vollendete, wobei er natürlich Vieles in der Ausführung seinen Schülern überlassen mußte. Auf unserm Bilde S. 317 sehen wir den Maler mit der Ausführung eines dieser Gemälde (dieselben

in Lyon am 10. Dezember 1600; die Geburt Ludwig's XIII. in Fontainebleau am 27. September 1601; die Krönung Maria's in St. Denis am 13. Mai 1610 und die Apotheose des am 14. Mai 1610 ermordeten Königs Heinrich IV. Maria von Medicis besuchte in der Begleitung ihrer Hofdamen Rubens fast täglich, um ihm zuzuschauen, und belohnte den „König der Maler“ echt kaiserlich, als die große Arbeit endlich glücklich vollendet war.



Orang-Utans beobachten eine Tigerschlange.

ihnen heute eine Hauptzierde der Sammlung im Louvre) beschäftigt, welches die Königin als Kriegsgöttin darstellt. Maria von Medicis, eine hoheitsvolle Gestalt mit noch immer schönen Zügen, obgleich sie damals bereits 48 Jahre zählte, steht in dem Kostüm der Bellona auf einer Estrade vor dem sie porträtirenden Künstler; im Hintergrunde erblicken wir einige Hofdamen, welche die Begleitung der Königin bilden. Letztere nahm überhaupt das lebhafteste Interesse an dem Fortschreiten des Bildercyklus, der außer dem oben erwähnten noch folgende besonders bemerkenswerthe Gemälde umfaßte: Die Verlobung Maria's mit Heinrich IV.; ihre Hochzeit

wurde — eine äußerst bewegte Vergangenheit hinter sich. Als Knabe war er von Comanches geraubt und als einer der Ybrigen erzogen worden, bis er in seinem zwanzigsten Jahre den Stamm verließ, um an der Grenze als Kundschafter, Fährtenfucher, Dolmetscher, Trapper und Führer von Auswandererzügen ein Leben zu führen, das an Abenteuerlichkeit und Wildheit kaum hinter dem verlassenen zurückblieb. Er ließ im Gespräch Andeutungen fallen, daß er selbst in früheren Jahren den barbarischen Brauch des fernem Westens, dem erschlagenen Feinde die Kopfhaut

Auf der Kriegsfahrt.

Episode aus dem amerikanischen Grenzleben.

Von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Bei einem Jagdausflug in das Ozarkgebirge vom Unwetter überfallen, war ich mit meinen beiden Freunden gezwungen worden, Schutz in der einsam gelegenen Hütte eines Squatters zu suchen, der uns gastfreundlich aufnahm.

Am Aufbruch war natürlich vor Aufhören des Unwetters nicht zu denken und so schlich der Tag langsam dahin, bis der Abend uns Männer um die freundliche Flamme des Kamins versammelte, während die Frau des Farmers mit den Kindern im Nebenzimmer beschäftigt war.

Unser Wirth war ein kurioser Kauz, ein Mann hoch in den Fünfzigern, aber außergewöhnlich kräftig und muskulös gebaut. Sein verwitertes, bronzefarbenes Gesicht verriet so viel Kühnheit und rücksichtslose Energie, aus seinem Auge bligte noch solch wildes Feuer, als wäre er ein Jüngling von zwanzig Jahren.

Wie wir aus seinem eigenen Munde erfuhren, hatte unser Wirth — Old Jimmy, wie er von den Nachbarn genannt



Rubens malt die als Kriegsgöttin gekleidete Königin Maria von Medicis. (S. 316)

(Stalpb) abziehen, ausgeübt, und manche Narbe in seinem Gesicht und auf der Brust bewies, wie oft er mit den Indianern im grimmen Kampfe auf Leben und Tod gewesen.

Der Mann interessirte mich ungemein, und als wir rauchend um das Feuer saßen, suchte ich das Gespräch so zu wenden, daß Old Jimmy wieder auf seine Jugendabenteuer kommen mußte, denn jene kurzen Andeutungen hatten mich begierig gemacht, Ausführlicheres aus dem erregnißreichen Leben des Squatters zu hören.

Besonders begierig war ich, zu erfahren, ob er wirklich auf dem Kriegspfade Stalpe genommen, und oft flog mein Blick nach dem Kamien, als müßte ich dort die furchtbaren Trophäen, geschwärzt und zusammengetrocknet, im Rauchfang hängen sehen.

„Stalpe?“ meinte Old Jimmy mit einem bedenklichen Blick auf die Thüre des Nebenzimmers — „Stalpe? hm — müchtet sie wohl sehen, wie? Habe sie alle verbrennen müssen, damals, als ich meine Mary heirathete — 's waren viele von den Rothfellen, Comanches, Sioux, Pawnee, Blackfeet, Apachen, Crows und noch mancher anderen Stämme, ich versichere Euch — aber auch ein paar,“ fügte er zögernd hinzu, „die einst auf weißer Männer Hirnschädeln geklebt hatten.“

„Auch Weiße habt Ihr — —“ ich stockte, der Kundschafter mußte das Grauen, das mich beschlich, deutlich in meinen Zügen lesen.

„Ihr dürft nicht vergessen, daß ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre ein Indianer war,“ sagte er entschuldigend. „Es gab eine Zeit, wo ich alle Männer meiner Rasse haßte und es mir zum höchsten Verdienste anrechnete, einen von ihnen auf dem Kriegspfade getödtet zu haben. 's ist aber lange her.“

„Und so habt Ihr mit den Indianern gegen weiße Ansiedler gekämpft?“

„Zweimal,“ bestätigte Old Jimmy ernst. „Hab' Euch ja gesagt, wie ich als Knabe von den Comanches geraubt und als einer der Ihrigen erzogen wurde. Wollt Ihr die Geschichte von meinen ersten Stalpen hören? Es ist nichts Besonderes daran, aber Ihr könnt daraus ersehen, wie's damals an der Grenze häufig genug herging — wild und blutig. Es wurde viel Unrecht verübt von beiden Seiten und die Nothjen wie die Weißen gaben einander nichts nach.“

Es war um's Jahr Bierzig und ich war etwa neunzehn Jahre alt. Man rechnete mich wegen meiner Kraft und Gewandtheit unter die besten Jäger des Stammes — mein Wigwam war stets gefüllt mit Fischen und Wild — mein Tomahawk traf am sichersten das Ziel, ebenso wie meine Pfeile. Keiner vermochte einen Mustang besser zu bändigen als ich, es fehlte mir nur der erste Stalpb, um ein Krieger zu sein. Ihr könnt Euch denken, daß ich darauf brannte, Einem das Fell vom Schädel zu ziehen, mochte es nun ein rother oder weißer Feind sein — gleichviel!

Während der letzten Jahre hatte es keinen Kriegszug gegeben. Wir lebten mit den Nachbarstämmen in Frieden und die Ansiedler, deren Farmen unser Jagdgebiet berührten, hielten sich innerhalb ihrer Grenzen.

Da kam plötzlich ein neuer Nachschub weißer Einwanderer an, unerfahrenes Volk, denen sich auch einige Amerikaner zugesellt hatten, es mußten ein paar Schiffe voll aus einmal angekommen sein. Die Leute brachten Wagen, Ackergeräte und Waffen mit und hielten sich fest zusammen, auflatt sich einzeln anzusiedeln, wie's die amerikanischen Squatter lieben. Wie ein Heuschreckenschwarm drangen sie nach Texas herein von Süden aus, wählten sich die besten Plätze für ihre Niederlassungen und kümmernten sich durchaus nicht darum, ob sie auf unsern Jagdgründen saßen oder nicht.

Na, daß wir uns das nicht so ohne Weiteres gefallen ließen, könnt Ihr Euch an den Fingern herzählen. Da wir aber gegenwärtig in Frieden und Lauschhandel mit den Weißen lebten, so versuchten wir's erst mit gütlichem Ausgleiche. Unsere Häuptlinge kamen mit Geschenken und der Versicherung zurüd, daß unsere Jagdgründe fernerhin respektirt werden sollten. Für das schon besiedelte Land wurde uns eine jährliche Lieferung von Decken, Messern, Schießgewehren, Glasperlen und dergleichen, was einem Indianer sonst noch Freude macht, versprochen. Dadurch ließen sich die Häuptlinge ködern, wie das nicht anders zu erwarten stand, und wir gaben für diesmal Ruhe. Bis auf kleine Einzelstreitigkeiten, in denen einmal ein Farmer einen herumstrolchenden Rothen, oder dieser einen Farmer, der ihm ein Stück Wild vor der Nase wegstoß, in die seligen Gründe beförderte, kam nichts von Bedeutung vor. Allein es machte doch immer böses Blut — die Stimmung wurde unmerklich gereizter und feindseliger. Ein Indianer kann die Todtenklage seines Stammes nie hören, ohne Rachegeanken zu fassen.“

Old Jimmy wälzte nachdenklich den Tabak von einer Backe zur anderen und nahm dann den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„In der Gabel des Brazos liegt ein kleines Thal — Backbonevalley — und mitten darin ein einzelner Hügel, Comanche-Beak genannt, der seit uralter Zeit ein heiliger Ort für die ganze Comanche-Nation war. Droben hielten alljährlich die gesammten Häuptlinge ihre Berathung, wenn das große Pfeifenfest gefeiert und die alten Verträge erneuert wurden.“

Dies schöne fruchtbare Thal stach den Squattern in die Augen, und so drangen sie denn eines geeigneten Tages in Masse herein, schlugen ihre Blockhütten auf und begannen sich einzurichten, als ob sie da zu Hause wären. Nun müßt Ihr wissen, ein Indianer ist auch ein Mensch, der ein Gefühl für Recht und Unrecht hat. Die Comanche-Nation besonders besteht aus tüchtigen Kerlen, ich versichere es Euch. Die Geschichte ging ihnen nun aber doch gegen den Strich, und es fanden, besonders um den Opferplatz Manitu's darauf, wilde Kämpfe statt, die allemal zu Gunsten der Weißen ausfingen, denn die Nation zersplitterte sich in viele Stämme, die nicht recht einig waren, und so konnten wir gegen die weißen Ansiedler nicht aufkommen. Nachdem der Winter in fruchtlosen Mezeleien hingegangen, versuchten wir's noch einmal mit dem Frieden, obgleich die Weißen noch niemals die Verträge gehalten hatten. Wir schickten eine Gesandtschaft ab unter Führung des mächtigsten Häuptlings der Comanche-Nation, die das Thal und den Comanche-Beak zurückfordern sollte. Der Häuptling war ein weiser Mann und ließ „der laut brüllende Kinnbackentnochen“.

Die Deutschen unter den Ansiedlern, mit denen wir noch immer am besten auskamen, wollten unsere Gesandtschaft empfangen, aber die Amerikaner verdarben Alles. Sie haben stets die Rothhäute schlimmer behandelt als Prairiewölfe und es ist kein Wunder, wenn diese schließlich heimtückisch und rachgierig geworden sind.

Unsere Gesandtschaft hielt am Eingange des Thaless, um mit den Ältesten der Ansiedler, die ihnen entgegengekommen waren, die Verhandlungen einzuleiten. Da konnten so ein paar grüne amerikanische Strolche der Verführung nicht widerstehen, einmal die neuen Büchsen zu probiren, die man zur Vertheidigung überall ausgeheilt hatte, und weil ihnen gerade kein besseres Ziel vor Augen war, so schossen sie kaltblütig aus dem Hinterhalt auf unsere Leute, die sich ihnen vertrauensvoll und ohne Waffen genähert hatten. Der „laut brül-

lende Kinnbackentnochen“ und zwei alte Krieger fielen, die Anderen retteten sich durch die Flucht.

Well, Gentlemen, das schlug dem Faß den Boden aus, mit einem Schläge war Alles in Aufruhr und der Kriegsruf und Rachegeank ging durch die ganze Nation. Das blutige Kriegsbeil wanderte zugleich mit der Botschaft vom Mord des großen Häuptlings von Stamm zu Stamm und von überall kam es, mit der rothen Feder geschmückt, zurück — ein Zeichen, daß die Krieger einig und bereit waren, die Kriegsfahrte zu beschreiten.

Mit der Waco-Nation, deren Jagdgründe an die unsern stießen und die ebenfalls man Unbill von den Eindringlingen erfahren hatte, schloßen wir Bündnisse, die im großen Rath die Häuptlinge feierlich beschworen wurden. Dar beschloßen wir, im Herbst, nach den großen Büffeljagden, mit vereinter Macht über sämtliche Ansiedelungen längs der ganzen Südgrenze herzufallen, vor Allem aber den heiligen Berathungshügel wieder zu erobern und blutige Rache für den Tod unseres Häuptlings zu nehmen.

Die Ansiedler im Backbonevalley hatten keine Ahnung davon, was für eine Grube sie sich selbst gegraben. Anfangs bereiteten sie sich zur Abwehr eines sofortigen Angriffes vor, richteten auf dem Comanche-Beak ein kleines Fort, wohin sie im Kriegsfall die Weiber und Kinder flüchten wollten, und hielten beständig Wachen am nördlichen Ausgange des Thaless, als aber der ganze Sommer verstrich, ohne daß sich auch nur eine feindliche Stalpbode in Schußweite zeigte, da wurden sie sorglos und glaubten, die Sache sei abgethan.

Am Fuße des Berathungshügels war inzwischen eine förmliche kleine Stadt entstanden, die wohl ein paar hundert Einwohner haben konnte. Wir waren genau über Alles unterrichtet, denn unsere Späher schlüpfen zu verschiedenen Malen unentdeckt bis in die nächste Nähe der Häuser.

Ich selbst war einer davon, denn wo es ein gefährliches Unternehmen auszuführen galt, fand man mich immer unter den Ersten.

Well, Fremde, die Ansiedler ließen sich von Gefahren nichts träumen und der Herbst war herangerommen, ein prächtvoller, trockener Herbst wie wir ihn seit Jahren nicht gehabt, der Himmel war wolkenlos blau und die Prairie hat wie eine Tenne. Auf den großen Büffeljagden versammelten sich die Comanches und die Waco-Krieger. Die Gesichter waren mit den Kriegsfarben bemalt, die Stalpboden mit Federn durchflochten und die Oberkörper nackt bis zum Gürtel. An den langen Lanzen flatterten bunte Fähnchen, Stalpbmesser und Tomahawk steckten frisch geschliffen im Gürtel und am rechten Handgelenke baumelte in einer Lederschleife die Kriegskeule. Die Pferde hatten Decken mit Glasperlen beudt und Federbüsche an den Ohren — es war eine Pracht und mir lachte das Herz im Leibe.

Die ganze Streitmacht — es mochten wohl dreitausend Krieger sein — wurde in vier Abtheilungen getheilt. Die größere zog in südwestlicher Richtung, zwei von etwa achthundert Kriegern gerade nach Süden und die vierte nach Südosten, dem Lauf des Brazos nach, um die Stadt im Backbonevalley zu zerstören und den Opferplatz Manitu's zurückzuerobern. Die Pfeile des Bundes ging noch einmal im Kreise der Häuptlinge herum, dann trennten sich die Abtheilungen, um auf der ganzen Grenze den Angriff zu gleicher Zeit zu eröffnen.

Bei der letzten Abtheilung befand ich mich. Sie bestand aus etwa fünfhundert auserlesenen Kriegern und der Häuptling unseres Stammes die „blutige Adlerfeder“, führte uns an. Es ging's über die Prairie in langer Linie, hinter dem Andern, dahin auf der alten Kriegsfahrte, die schon unsere Väter auf ihren Zügen

nach Elben gemacht. Wie eine ungeheure Schlange ringelten wir uns auf den Eingang des Thales los, den wir beim Morgengrauen erreichten.

Die paar Farmen, die da außen lagen, hatten wir bald weggenommen, ohne daß es uns einen Mann gekostet hätte, denn wir übertrugen die Leute draußen in den Feldern bei der Maisernte. Nun kam es uns vor Allem darauf an, zu verhindern, daß die Leute in der Stadt gewarnt wurden, und so mußten wir mit der Umstellung jedes einzelnen Geschüßes mehr Zeit verschwenden, als eigentlich zuträglich war.

Trotzdem hatten wir uns bis Mittag an den äußersten Waldbestand herangezogen, drüben in der Thallichtung lag das kleine Städtchen, ringsherum die Felder mit Mais und Baumwolle bestanden. Kühn mit's glauben, Fremde! so hat mir das Herz nie wieder geschlagen, als damals, den Anderen ging's ebenso. Jeder reckte sich höher im Sattel, fester schlossen sich die Finger um Lanze und Keule, wilder funkelten die Augen, aber kein Laut wurde hörbar. Alles sah auf den Häuptling. Wir hielten ein paar Minuten, um erst die ganze Schaar zu sammeln — dann kam das Signal.

Fremde, dergleichen werdet Ihr nie sehen noch hören und wann Ihr noch so alt würdet, denn die Zeiten sind vorüber. Wie aus einem Munde gellte der Kriegsschrei aus fünfhundert Kehlen durch die Rüste und in einer dichten Kolonne setzten wir wie ein Sturmwind über die Richtung auf das Städtchen zu — der Boden dröhnte, Staub wirbelte auf, Lanzenspitzen funkelten, Fähnchen und Haarbüschel flatterten — zieht mir die Haut ab, Fremde! es war ein herzerquickender Anblick, ich habe nie Schöneres erlebt!

Old Jimmy hatte sich vollständig in Jugendenthusiasmus hineingeredet und sprang bei den letzten Worten erregt auf.

„Nun — und?“ warf ich hastig ein. „Ihr überraschtet die Ansiedler und machtet sie nieder?“

„Gefehlt,“ lachte Old Jimmy, plötzlich seinen Humor wieder gewinnend, „so leicht ging's nicht, Kindchen! Jrgend ein schlauer Schuft mußte uns zwischen den Fingern durchgeschlüpft sein und die Nachricht von unserer Annäherung gebracht haben. Die Straßeneingänge waren durch rohe Verhaue, die wir nicht zu Pferde nehmen konnten, gesperrt, ein häßliches Feuer empfing uns und wir mußten Hals über Kopf wieder zurück wollten wir uns nicht ohne Zwang losziehen lassen. Die Kerls darin waren auf dem Posten, sie schossen uns ein Duzend der besten Krieger aus den Sätteln und wir mußten mit blutiger Nase abziehen.“

„Gott sei Dank,“ sagte ich unwillkürlich, „und dann?“

„Dann kam das Ende,“ versetzte der Rundschafter mit einem Blick, in dem eine entsetzliche Wildheit loderte. „Rache muß sein, Mann, so will's das Naturrecht, und besonders an der Grenze, wo's kein Gesetz gibt, und Rache wollten wir haben oder sterben.“

Unser Häuptling war nicht nur ein muthiger Krieger, sondern auch ein Mann von Verstand, der einsah, daß man zu Pferde keine derart verschauzten Straßen fürchten kann. Er ließ am Waldbestand halten und schickte die Hälfte unserer Reiter ab, die Stadt zu umstellen. Wir übrigen lagerten uns neben unseren Pferden, während die angesehensten Krieger zur Berathung zusammentraten. Die „blutige Adlerfeder“ kalkulierte ganz richtig. Wir hatten Zeit und konnten die Nacht abwarten, während die drinnen mit jeder Stunde muthloser werden mußten. Die Feinde saßen in der Mausefalle, denn zwischen unseren Reitern kam keiner mehr durch, ohne Bekanntschaft mit den

Lanzenspitzen gemacht zu haben, soviel war sicher Rings hielten die rothen Bursche in kleinen Abständen von einander auf ihren Pferden, wie die Holzbilder so ruhig, und spähten wie die Falken umher — den hätte ich sehen mögen, der da durchgeschlüpft wäre. — Die in der Stadt arbeiteten wie die Bienen, das konnte man von den Abhängen der Berge ganz genau beobachten. Sie verstärkten die Verhaue und schlugen überall Schießlöcher in die Hauswände — Weiber und Kinder, Alles half mit.

Mittlerweile brachte einer unserer Krieger einen jungen Burschen ein, der versucht hatte, sich durch unsere Kette zu schleichen. Der gab uns, vor Furcht mit den Zähnen klappernd, Auskunft über Alles, was wir wissen wollten. Hilfe sollte der arme Tropf holen. Na — wir ließen ihn leben, weil er sich gar so sehr fürchtete, stießen ihm einen Kriegspfeil durch den Oberarm und schickten ihn so nach der Stadt zurück. Entgehen konnte er uns ja nicht, denn wie es mit der Aussicht auf Unterstützung stand, wußten wir besser. Längs der ganzen Grenze hatte sich Jeder seiner eigenen Haut zu wehren und keine Zeit, an den Nachbar zu denken, das ließen wir denen da drinnen auch sagen.

Von dem Burschen hatten wir erfahren, daß in der Stadt die größte Bestürzung herrschte. Nur einem kleinen Theil der Weiber und Kinder war es gelungen, noch das Fort zu erreichen, die anderen befanden sich in der Stadt, denn wir waren ihnen doch zu schnell auf den Hals gerückt. Da jammerten sie umher und nahmen den Männern das bishen Muth, was diesen noch übrig geblieben war.

Unser Kriegsrath war bald beendet und die Anordnungen zum Sturm wurden getroffen. Wir wollten nutzlos nicht einen Mann opfern. Sobald völlige Dunkelheit eingetreten war, schlichen wir auf unsere Posten. Die Pferde blieben unter der Obhut einer Anzahl leicht verwundeter Krieger im Walde zurück, wir Anderen näherten uns, das Büffelfell um die Schultern geschlagen, nur bewaffnet mit Messer, Tomahawt oder Keule, kriechend der Stadt. Bogen und Pfeile, die wir mit leicht brennbaren Stoffen ungewickelt, trug Jeder in der linken Hand. Die hohen Mais- und Baumwollfelder deckten uns so vortrefflich, daß wir vor den Schüssen der Belagerten sicher genug waren und dicht bis an die äußersten Gebäude herangelangten.

Dann ertönte der dreimalige Adlerschrei — als erstes Zeichen. Von allen Seiten zischten brennende Pfeile empor, die auf die dürren Schindelbächer gerichtet waren und überall haften blieben. Es dauerte gar nicht lange, so züngelten allerorts die Flämmchen empor. Wer sich auf den brennenden Dächern zeigte, um zu löschen, gab sich ein gutes Ziel für unsere Schützen ab, daß er gedöhnlich in der ersten Minute kopfaber herunterkam. Daher ließen die Eingeschlossenen das nutzlose Beginnen bald sein und ein Feuerkranz brennender Gebäude umgab binnen Kurzem die Stadt. Drinnen wurde das W. h'lagen und die Verwirrung immer größer — die Vertheidiger mußten, gedrängt von Flammen und Rauch, die Verhaue räumen. Jetzt war für uns der Moment zum Handeln gekommen. Abermals ertönte der Adlerschrei — diesmal zum Angriff. Das Messer zwischen den Zähnen, Tomahawt oder Kriegskeule in der Faust, die Büffeldecken fest um die Glieder geschlagen, stürzten wir uns mit lautem Kriegsgelächel durch Rauch, Flammen und glühende Trümmer in die Stadt.

„Huh — puh!“ gellte der Kriegsschrei und die Kämpfenden trafen aufeinander, Mann gegen Mann, Brust gegen Brust! Ich war einer der Ersten in der Stadt und sprang geradezu dem Häuptling nach durch ein brennendes Hinterhaus. In der Thüre der Blockhütte

stand ein junger Mann, dessen Züge ich heute noch vor mir sehe. Sein Gesicht war vom Feuerschein hell bestrahlt, lange blonde Haare fielen ihm wirr um den Kopf, in seinen Händen, die von der vergeblichen Arbeit des Löschens geschwärtzt waren, hielt er die Art. So stand er todesmuthig auf der Schwelle seines Eigenthums, hinter ihm kniete eine bleiche Frau, zwei weinende Kinder im Arm.

Die „blutige Adlerfeder“, noch geblendet von Hitze und Rauch, vermochte nicht schnell genug dem wuchtigen Giebe der Art, die der junge Farmer schwang, auszuweichen. Mit dem Todesgeschrei des Stammes auf den Lippen sank der Häuptling zu Boden — ich sprang mit wildem Kriegsgelächel über seinen Körper hinweg und auf den Farmer zu. Mein Messer war schneller als des Ansiedlers Art — es saß in seinem Herzen, ehe er das Beil zum zweiten Male heben konnte. Ich hatte den Häuptling gerächt und schwang jubelnd wenige Sekunden später den Skalp des getödteten Feindes in der Luft. Dies war mein erster, Gentlemen, ich erbeutete noch ein paar in jener Nacht, denn unter unseren Händen fielen über dreihundert Personen — Männer, Weiber und Kinder.“

„Und die arme Frau mit den hilflosen Kleinen?“

„Ich habe sie nicht getödtet,“ sagte der Rundschafter rauh, „mein Wort darauf. Hinter mir stürmten Andere herein. Ein alter Krieger zerschmetterte der Frau das Haupt mit der Keule, als sie sich über den Körper ihres Mannes warf — die Kinder? Jenun — was weiß ich! Krieg ist Krieg, auch die Ansiedler haben die Kinder der Comanches nicht geschont.“

„Fürchterlich!“ murmelte ich, als Old Jimmy einen Augenblick schwieg und wie in Erinnerung versunken in die Flammen des Kamins starrte.

„Ja, fürchterlich war's, Fremder, wenn ich's jetzt bedenke. Damals aber fühlte ich mich als Comanche und mein Kriegsruf wurde im dichtesten Getümmel gehört. Huh — puh! Durch die brennenden Geschosse wälzte sich die Schaar unserer Krieger in die Gassen, und Kampfgetöse und prasselnde Balken, Siegesruf und Todesröcheln, Geschrei, Geheul und Waffenklängen gab zusammen eine Musik, wie Ihr sie nie gehört — in den Straßen lagen die Todten haufenweise übereinander und Flammen, Blut und Rauch war überall.“

Die Ansiedler sochten wie Männer, die ihren Untergang vor Augen sehen, aber ihr Leben so theuer als möglich verkaufen wollen — wir wie wilde Teufel, erhitzt von Rache und Blutdurst, zur äußersten Wuth gestachelt durch den Fall unseres Häuptlings. Wir haben keine Gefangenen gemacht.“

„Und Alles kam um — Alles?“

„Alles. Als die droben auf dem Fort sahen, wie es unten stand, schossen sie auf's Gerathewohl in das brennende Nest hinein, ohne viel Schaden anzurichten, im Gegentheil, sie verriethen uns dadurch die Schwäche der Besatzung. Mit der Stadt waren wir bald fertig und es wurde darin unerträglich. Von den Häusern verbreitete sich das Feuer in die Felder, die, zur Ernte reif und trocken, wie Zunder ausflackerten. Das ganze Thal war ein Flammenmeer, die Nacht so hell wie der Tag — wir hatten gar keinen Ausweg, als auf den Comanche Peak zu retiriren, was wir auch unter Mitnahme unserer Todten ausführten.“

Im ersten Anlauf nahmen wir das schwache Fort, dessen Palissaden für geübte Krieger kein erhebliches Hinderniß boten. Wir fanden drinnen etwa zwölf Männer und vierzig Weiber und Kinder. Fünf Minuten später lebte auch von denen Keiner mehr.

Wir begruben unsere Todten noch in derselben Nacht auf dem alten Opferplatz Manitu's

und zündeten dann auch die Gebäude des Forts an. Als der Morgen heraufdämmerte, war die Stadt nur noch ein vertholter Trümmerhaufen, das ganze Thal sah schwarzgebrannt wie eine Esse aus und die Sonne beschien das brennende Fort, den großen Scheiterhaufen, den wir unserm Häuptling, der „blutigen Adlersfeder“, angezündet.

Ich kehrte mit den Verwundeten in unser Dorf zurück, denn ich hatte auch einige Wunden wegbekommen. Der Kriegerhaufe, um ein starkes Drittel verringert, zog weiter nach Süden, um zu den Anderen zu stoßen.

Da seht!“ rief Old Jimmy, indem er seinen Ärmel aufstreichte und seinen muskulösen Arm entblößte, an dessen oberem Theil eine tiefe Narbe sichtbar war, „da schoß mich ein junger Burfsche von etwa vierzehn Jahren hinein, der die Büchse seines gefallenen Vaters aufgegriffen

hatte. Es war ein muthiges Jüngelchen und ich habe seinen Stalp als den eines Tapferen lange bewahrt.

Die Stadt wurde später wieder aufgebaut und die Comanches wurden weiter nach Norden hinaufgedrängt. Noch heute aber erzählt man in Backbonevalley von jener Nacht und der Rache des rothen Mannes.“

Männigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zartstünige Subdigung. — Am 10. März 1807 war Berlin von den Franzosen besetzt, der Geburtstag der Königin Luise durfte also nicht wie in früheren Jahren öffentlich gefeiert werden. Dennoch erschien Jffland, der Direktor der königlichen Schauspiele, mit einem Blumenstraufe vor der Brust auf der Bühne. Das Publikum erkannte die Demonstration

und brach in jubelnden Beifall aus. Zimmer und immer wieder mußte sich der Vorhang heben und applaudirten die Zuschauer jauchzend. Der französische Kommandant verhängte dafür über den patriotischen Direktor eine achtundvierzigstündige Haft. Als das Monarchenpaar nach seiner Rückkehr in die Residenz zum ersten Male wieder das Theater besuchte, wurde Jffland im Zwischenakte des Stückes zur königlichen Loge befohlen. Dort reichte ihm die Königin vor den Augen des gesammten Publikums die Hand zum Kusse, als Dank dafür, daß er ihren verbotenen Geburtstag wenigstens durch eine Blume gefeiert. Friedrich Wilhelm III. aber schmückte Jffland's Brust, an der jener Blumenstraufe gesteckt hatte, mit einem Orden, dem ersten, den ein Schauspieler in Preußen erhielt. L. W.

Der verhängnißvolle Akkusativ. — Der berühmte Germanist Professor Heinius konnte es nicht ertragen, Sprachfehler zu hören, ohne sie sogleich zu berichtigen. Er hatte durch diese, für Andere nicht gerade angenehme Gewohnheit viel Unannehmlichkeiten, aber er befolgt sie bis zu seinem Tode.

Humoristisches.



Eine moderne Wirthschaft.

Er: Kreuzdonnerwetter! Ob doch einmal, wenn ich ein fettschgewaschenes Hemd anziehe, ein Knopf daran sein könnte; ich möchte aus Wuth just Alles zerreißen!
 Sie (sich im Lesen eines neuen Romans unterbrechend): Aber, Tobias, ich begreife Dich nicht. Du bist ein erwachsener, verständiger Mann und machst solch ein Aufhebens davon, daß ein Paar Knöpfchen fehlen. Sieh' die Kinder an, da ist das ganze Hemd zerrissen und sie sagen kein Wort.



Buchstäblich befolgt.

Ein Bauer klagt dem Arzte, daß er gewaltiges Reiben im Beine habe. Der Doktor schreibt ihm ein Rezept und sagt: So, reibt tüchtig damit ein und kommt in einigen Tagen einmal wieder.
 Der Bauer stellt sich in einigen Tagen wieder ein. Nun, fragt der Arzt, hat es geholfen? — Ja, g'holse hat's mächtig, Herr Doktor, aber ein neues Rezeptel müssen's mir schreiben, dies da hält's Reiben nimmer lang mehr aus!

Einmal aber wäre er deswegen beinahe um sein Nachtquartier gekommen. Er kam spät nach Hause, hatte keinen Hauschlüssel und mußte insolge dessen den Hauswirth herausklopfen. „Na, wer klopfst mir denn da wieder heraus?“ rief derselbe ärgerlich, indem er den Kopf zum Fenster heraussstreckte. „Ei, zum Kukuk, es ist ja der Altkusativ,“ verbesserte Heinius sofort. „Ei, der wohnt hier gar nicht,“ erwiderte der Angeredete und schlug das Fenster klirrend wieder zu. Heinius lief beinahe eine Stunde lang im Regen umher, bis er den Wächter fand, der ihm endlich öffnete.

Ein lakonischer Brief. — Der Bediente des Generals U. klopfte dessen Uniform dicht neben dem Hausflur aus. Da trat ein fremder Mensch zu ihm und übergab ihm einen Brief mit den Worten: „Geben Sie den Brief sogleich Ihrem Herrn; ich warte auf Antwort.“ — Der Diener lief zum General und übergab ihm den Brief. Dieser öffnete ihn und las laut: „Geräth es, so ist es gut, geräth es nicht, auch gut!“ — „Der Mensch, der den Brief gebracht hat, muß toll sein!“ rief der General aus. „Laß ihn hereinkommen!“ — Der Bediente lief hinaus, kam aber sogleich wieder und schrie: „Ach Gott, der Kerl hat die Uniform gestohlen!“ Es war ihm also gerathen! C. R.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 39:
 Lebe um zu lernen, lerne um zu leben.

Charade.

Die Eins dem Auge wohlgefällt,
 Blickt es hinaus zum Himmelzeit.
 Die Zwei ist auf der ganzen Welt
 Dem Manne meistens zugeleilt.
 Das Ganze ist ein Märchenheld.
 Adolf Nagel
 Auflösung folgt in Nr. 41.

Silben-Räthsel.

Aus den nachstehenden Silben sollen 8 Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen zwei berühmte Feldherren ergeben:
 a, a, al, bir, bon, el, ghe, he, is, kap, kon, li, li, li, ma, ma, nord, ne, ro, so, sa.
 1) Ein Berg in Griechenland. 2) Ein weiblicher Name. 3) Ein Vorgebirge. 4) Ein römischer Kaiser. 5) Eine biblische Persönlichkeit. 6) Ein Baum. 7) Eine feste Stadt auf der Insel Sardinien. 8) Eine Hauptstadt. [Johim Vorderer
 Auflösung folgt in Nr. 41.

Auflösung des Räthfels in Nr. 39: Feder.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von M. Uhrmann in Temeßvár.
 Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
 Hermann Sädlein in Stuttgart